

Leben und Sterben in Amazonien

Bei den Jívaro-Indianern

Bearbeitet von
Philippe Descola, Grete Osterwald

1. Auflage 2011. Taschenbuch. 471 S. Paperback
ISBN 978 3 518 58572 6

[Weitere Fachgebiete > Ethnologie, Volkskunde, Soziologie > Volkskunde > Historische & Regionale Volkskunde](#)

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Suhrkamp Verlag

Leseprobe

Philippe Descola

Leben und
Sterben in
Amazonien



Bei
den Jívaro-
Indianern
Suhrkamp

Descola, Philippe
Leben und Sterben in Amazonien

Bei den Jívaro-Indianern
Aus dem Französischen von Grete Osterwald Mit zahlreichen Abbildungen

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-58572-6

SV

Philippe Descola
Leben und Sterben
in Amazonien

Bei den Jívaro-Indianern

Aus dem Französischen von
Grete Osterwald

Suhrkamp Verlag

Titel der Originalausgabe:
Les Lances du crépuscule. Relations Jivaro, Haute-Amazonie
© 1993 by Editions Plon

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2011
© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2011
Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Memminger MedienCentrum AG
Printed in Germany
ISBN 978-3-58572-6

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Für Anne Christine

Anku nanki winiawai, uchi, uchirua
Pee awemarata
Etsa uchirua, anku nanki winiawai
Pee awemarata
Emesaka tamawa
Ayawaitramkaimpia, uchi, uchirua
Natemkama waitmakaimpia
Aak aak weakume
Uwi uwi upujkitia

Die Lanze der Dämmerung, sie kommt, Sohn, mein Sohn.
Schnell, weich ihr aus!
Die hohle Lanze kommt, Sohn, mein Sohn,
mein Sonnensohn, die Lanze der Dämmerung
kommt auf dich zu.
Schnell, weich ihr aus!
Möge *emesak*, das »Schädliche«,
dich nicht ereilen, Sohn, mein Sohn,
und von dir nicht die klare Sicht
der Trance des *natem* haben.
Möge dein Schritt, wenn du langsam dich entfernst,
in Chontapalmen sich verbergen.

Inhalt

Einführung	II
------------------	----

Erster Teil

Den Urwald bändigen

I Erste Lehren	45
II Fröh Morgens	56
III Dorfgerüchte	65
IV Die Zeit setzt aus	78
V Tauschhandel	82
VI Die Magie der Gärten	97
VII Träume	116
VIII Eine Jagdpartie	133
IX Der Wasserspiegel	147

Zweiter Teil

Geschichten der Verwandtschaft

X Selektive Freundschaften	163
XI Besuch bei den Leuten am Fluß	178
XII Polygyne Liebe	195
XIII Bilder der Außenwelt, Bilder der Innenwelt	215
XIV Flußabwärts unterwegs	224
XV Jedem das Seine	245
XVI Trinkfest	266
XVII Von der Kunst, seine Feinde auszusöhnen	280
XVIII Szenen in einem Kriegshaus	294

Dritter Teil

Visionen

XIX Wege der Enthüllung	315
XX Der Gesang des Schamanen	331
XXI Handwerker des Imaginären	352

XXII Worte des Evangeliums	368
XXIII Tote und Lebende	381
XXIV Auflösung	402
Schluß	419
Bibliographischer Essay	429
Postscriptum: Die Schriften der Ethnologie	447
Glossar des Achuar-Vokabulars	450
Bemerkung zur Transkription	456
Namenregister	457
Ortsregister	460
Sachregister nach Themen	462
Verzeichnis der Abbildungen im Text	471

Einführung

»Mögen die einzelnen kommen und gehen,
scheint doch die Philosophie keine Reisen
zu tun.«

Jean-Jacques Rousseau,
Discours sur l'origine de l'inégalité

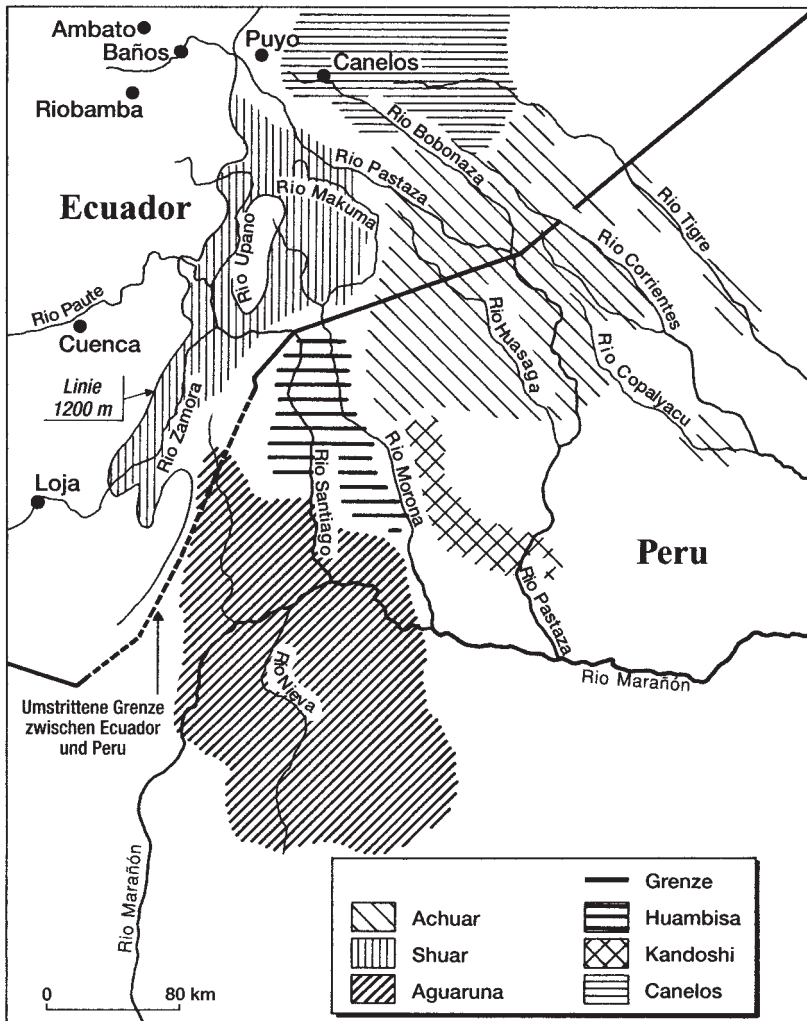
DIE GRENZEN DER ZIVILISATION bieten selbst dem, der sich ihnen unvorigenommen nähert, nur selten ein freundliches Gesicht. Tatsächlich spielt sich in diesen fast unberührten Gegenden ein sehr realer Grenzkonflikt von weltweiter Bedeutung ab. Schon seit mehr als einem Jahrhundert ist eine Handvoll kleiner Stämme dem Ansturm derer ausgesetzt, die danach trachten, sie aus ihren letzten Zufluchtsstätten zu vertreiben, einer bunt gemischten, von inneren Gegensätzen gezeichneten Legion elender, ein Stückchen Land erheischender Bauern, aber auch mächtiger Viehzüchter und Plantagenbesitzer, Gold- oder Edelsteinsucher und multinationaler Konzerne, die es auf Erdöl, Tropenhölzer oder Bodenschätze abgesehen haben. Die Fronten dieser ruhmlosen Eroberung wirken überall gleichermaßen desolat. In provisorischer Planlosigkeit bevölkert und oft am Rande der nationalen Gerichtsbarkeit, verewigen sie ihre fehlende Urbanität als ein Erkennungsmal. In Amazonien tritt dieses Zwitterdasein vielleicht am deutlichsten hervor. Vom Orinoko bis zu den Anden, von den kolumbianischen Llanos bis zu den Ebenen des bolivianischen Oriente, am Fuß der überbevölkerten Hochländer und an den Ufern schiffbarer Flüsse, im Umkreis der behelfsmäßigen Landepisten und entlang der neu gebauten Straßen strecken Tausende gleich aussehende Ortschaften polypenartig ihre Fühler aus, jeden Tag etwas mehr Raum verschlingend, jeden Tag schon etwas verkommener, aber immer noch ohnmächtig gegen den großen Wald. Zu chaotisch, um die Neugierde lange zu binden, und zu verfälscht, um Sympathie zu wecken, zeigen diese Wellblechstädte ein heruntergekommenes Bild der Welten, deren Konfrontation sie organisieren, eine Mischung aus ferner Sehnsucht nach einer längst vergessenen europäischen Kultur und trägen Vorurteilen gegenüber dem Unbekannten, das doch in greifbarer Nähe liegt.

An solch trübseligen Beobachtungsstandpunkten nehmen ethnographische Untersuchungen gewöhnlich ihren Anfang. Ich begann die meine in



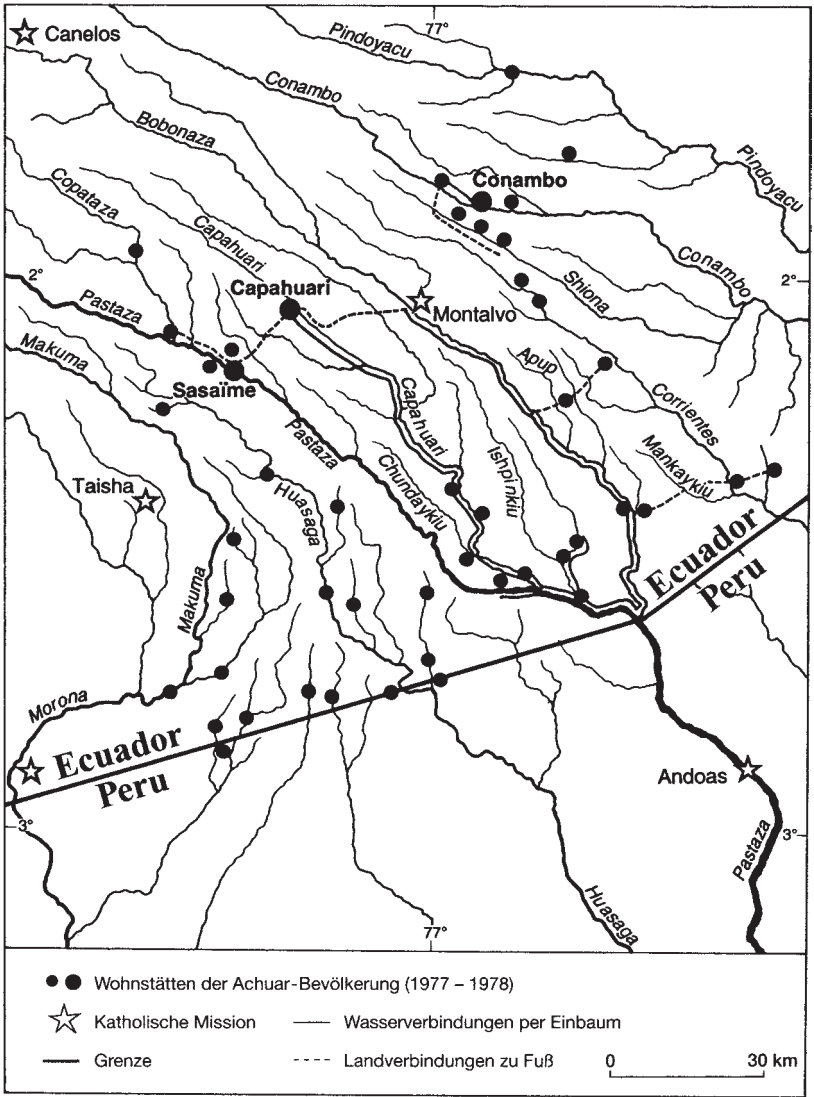
Das Jivaro-Land in Südamerika

Puyo, einer Siedlerstadt am Ostrand der ecuadorianischen Anden, absorbiert von einer gnadenlosen Gegenwart. Dem Besucher aus Europa, ja sogar dem, der aus den alten, geschützt in den hohen Tälern der Kordillere liegenden Kolonialstädten kommt, bietet Puyo den überraschenden Anblick einer Welt ohne wirkliche Vergangenheit. Gewiß, diese kleine Provinzhauptstadt ist nicht einmal ein Dreivierteljahrhundert alt; aber auch den ältesten Vorposten des Abendlands im amazonischen Andenvorland ergeht es kaum besser, und manche wurden bereits unter Karl V. gegründet. Die Geschichte hat sich gegenüber diesen Ortschaften, die in den Grenzgebieten dazu verurteilt sind, täglich neu mit den lächerlichen oder tragischen Mühen der ersten Anfänge zu beginnen, recht undankbar erwiesen. Sie hat ihnen weder kollektive Erinnerungen noch Gedenkstätten als Erbe hinterlassen, und nichts zeugt mehr von ihrem Alter, außer gelegentlich ein paar ver-



Die Jivaro-Stämme

schimmelte Aktenbündel in vergessenen Archiven. Dabei waren manche der amazonischen Phantomstädte im 16. Jahrhundert allen Gebildeten Europas bekannt, die auf ebenso schönen wie ungenauen Landkarten die Fortschritte einer beispiellosen Eroberung mit gespanntem Interesse verfolgten. Jaén, Logroño, Borja, Sevilla del Oro, Santander, Valladolid – diese an das hei-



Das Jivaro-Land in Ecuador

matliche Spanien erinnernden Richtpunkte des geographischen Wissens sind den Menschen nur dank der Trägheit mehrerer Generationen von Kosmographen im Gedächtnis geblieben: erblüht im ersten Schwung der spanischen Invasion, waren die kleinen Marktflecken der Konquistadoren ein Jahrhundert später in Schutt und Asche gefallen. Da aber niemand sich die Mühe machte, zu prüfen, ob es sie noch gab, lebten sie auf den Atlanten fort und führten dort eine um so unangemessenere Existenz, als ihre graphischen Dimensionen der riesigen Leere entsprachen, die sie füllen sollten. Um den großen weißen Raum unerforschten Landes zu beleben, malte der Kopist die Namen blutarmer Dörfer in riesigen Lettern hinein, während er ihre Umgebung mit Miniaturzeichnungen von Phantasietieren und wohlgeordneten Baumgruppen schmückte. Ohne das Wissen ihrer durch Krankheit und Indianerüberfälle dezimierten Bewohner wurden einer Gruppe armseiliger Hütten die gleichen Ausmaße zugesprochen wie Bordeaux oder Philadelphia. Die kleinen Forts aus der Zeit der Eroberung haben den bescheidenen Glanz der ersten Niederlassungen verloren; ihre Vergangenheit existiert nur noch in der Vorstellung einiger Liebhaber alter Karten und in den Karteikästen weniger Historiker. Ob altertümlich oder modern, leiden diese urbanen Ableger unter Amnesie: die ältesten haben die Erinnerung an ihre Ursprünge verloren, die jüngsten haben keine Erinnerung zu teilen.

So gleichgültig wie gegenüber der Zeit war Puyo auch gegenüber seiner unmittelbaren Umgebung. Ich glaubte, nur eine kurze Station hier zu machen, am Ende der fahrbaren Straße, die in wenigen Stunden von den großen Städten des Andenhochlandes zum amazonischen Urwald führt; doch es war mir bald klar, daß ich meine Ungeduld würde zügeln müssen. Zuerst einmal brauchte ich Informationen über den genauen Standort des Jívaro-Stammes der Achuar, die ich aufsuchen wollte, und ich mußte mich erkundigen, welche Mittel man benötigte, um dorthin zu gelangen. Alles, was ich bei meiner Ankunft hier wußte, war, daß sie mehrere hundert Kilometer entfernt am unteren Lauf des Pastaza an einem verborgenen Platz im Urwald gesichtet worden waren, wo es absolut nichts gab, weder Wege noch schiffbare Flüsse. Zu meiner großen Überraschung aber sagten mir die meisten Leute, die ich in Puyo darauf ansprach, sie wüßten gar nichts von den Achuar. Der Inhaber der Familienpension, in der ich mit meiner Gefährtin Anne Christine wohnte, die Stammgäste der Garküchen, wo wir unsere Mahlzeiten einnahmen, die Beamten der städtischen und regionalen Verwaltungsbehörden, die Vertreter der Regierungsorgane – alle Personen, mit denen der durchreisende Besucher einer kleinen Provinzstadt leicht ins Gespräch kommt, schienen von dem geheimnisvollen Stamm, zu dem wir woll-

ten, nie etwas gehört zu haben. Vollständig entmutigt bei dem Gedanken, einer Chimäre nachzureisen, brauchte ich mehrere Tage, bis ich begriff, daß unsere Gesprächspartner überhaupt nichts vom Urwald und dessen Bewohnern wußten. Nur ein paar Stunden Fußweg von der Ortschaft entfernt begann eine Welt, die sie nie betreten hatten. Die vorbereitende Lektüre mehrerer ethnologischer Monographien über Ecuatorialamazonien – un-auffindbar übrigens in dem Land, in dem die Untersuchungen durchgeführt worden waren – erlaubte mir letztlich, mehr über die Indianer zu wissen als diejenigen, die auf Tuchfühlung mit ihnen lebten.

Die Einwohner Puyos kompensierten ihr Unwissen über die angrenzende Wirklichkeit durch einen ebenso fruchtbaren wie entschiedenen Erfindungsgeist. In den *cantinas* und den kleinen Läden kursierten die unwahrscheinlichsten Phantasiegeschichten über den Dschungel und seine seltsamen Bewohner. Man versicherte uns, es gebe dort indianische Kannibalen, welche die Körper ihrer Feinde auf Puppengröße schrumpfen ließen – eine anatomische Glanzleistung, die übrigens als sicheres Indiz dafür galt, daß die Indianer ein pflanzliches Wundermittel gegen Krebs gefunden hatten. Manche sprachen von Kolonien leprakranker Weißer, die seit undenklichen Zeiten völlig autark an einem unerreichbaren Flußlauf lebten, wo selbst die Eingeborenen sie nicht anzugreifen wagten. Anderen zufolge verbargen sich im Dschungel zerfallene Paläste, Zeugnisse einer grandiosen Architektur und sichtbare Zeichen dafür, daß dieser Wald, in den sie selbst nie eingedrungen waren, einst als Sommerfrische intergalaktischer Reisender gedient hatte, vielleicht sogar – nachdem die Außerirdischen in den volkstümlichen Erklärungen des Mysteriums der Ursprünge teilweise an die Stelle Gottes getreten waren – als Wiege einer kosmischen Genese des Menschengeschlechts. In diesem Wirrwarr unwahrscheinlicher Geschichten erkannte ich leicht und nicht ohne eine gewisse Genugtuung die gesammelten, durch das Lokalkolorit kaum veränderten Phantasievorstellungen, die das Abendland Amazonien seit jeher angedichtet hat: den weißen Indianer, das im Urwald verborgene Eldorado mit märchenhaften Reichtümern, die monströsen Kreaturen, die es sonst nirgendwo mehr gibt, die übersinnlichen Fähigkeiten des wilden Zauberers – all die Mythen, die seit dem 16. Jahrhundert zum Volksgut gehören, ohne daß widersprechende Erfahrungen ihnen etwas von der Faszinationskraft, deren Quelle außerhalb jeder überprüfbaren Wirklichkeit liegt, hätten rauben können.

Die unversöhnliche Kluft, die ich zwischen meinem angelesenen rationalistischen Wissen über die westamazonischen Indianer und jenem legendären Reich feststellte, von dem uns die Einwohner Puyos erzählten, wurde

für mich die erste Illustration eines impliziten Gesetzes der ethnographischen Praxis. Wollte man es, etwas gewagt, in der knappen Sprache der Physiker formulieren, ließe es sich wie folgt ausdrücken: die Fähigkeit der Objektivierung verhält sich umgekehrt proportional zur Entfernung des beobachteten Objekts. Mit anderen Worten: je größer der geographische und kulturelle Abstand zwischen der ursprünglichen Umgebung des Ethnologen und dem von ihm gewählten »Feld«, um so weniger empfänglich wird er für die Vorurteile sein, welche die an Ort und Stelle vorherrschenden Bevölkerungen gegenüber den marginalen Gesellschaften nähren, die er untersuchen will. Trotz ihres zivilisierten Anstrichs werden die einen ihm nicht vertrauter sein als die anderen.

Allerdings schützt eine solide Ausbildung in einem großen kosmopolitischen Land die Einfältigen nicht unbedingt davor, den verführerischen Reizen der Chimäre zu erliegen. So hatten die ecuadorianischen Behörden kurz vor unserer Ankunft in Puyo im Herbst 1976 eine bedeutende internationale Expedition auf die Beine gestellt, um eine Schlucht im amazonischen Andenvorland mitten im Gebiet der Shuar-Jívaro zu erkunden. Die Verantwortlichen hatten es für ratsam gehalten, sich außer einer bunten Schar von Experten aller Art – unter denen freilich kein Ethnologe war – des Beistandes eines britischen Sonderkommandos und eines weltberühmten amerikanischen Astronauten zu versichern. Man weiß nicht, ob die Militärs die Expedition gegen eventuelle Raubzüge der Indianer schützen sollten – die in dieser Region seit über vierzig Jahren einem missionarischen Befriedungsprogramm unterworfen sind –, oder ob sie einen viel heldenhafteren Auftrag hatten, auf dessen Natur die Anwesenheit des Astronauten schließen läßt. Durch die in Massenaufgabe erschienenen Schriften eines windigen Europäers war in der Tat das Gerücht aufgekommen, diese Schlucht enthalte Spuren einer außerirdischen Zivilisation. Seltsame Gestalten, in unbekannte Materie graviert, träten dort schimmernd aus der Dunkelheit hervor, alle Etappen einer prometheischen Gründung unserer Zivilisation bezeugend. Und da die Raumfahrtpraxis den Mann von der NASA offenbar prädisponiert erscheinen ließ, harmonische Beziehungen zu Wesen aus dem All zu knüpfen, zählte man im Fall unerwarteter Begegnungen sicherlich auf seinen Sachverstand. Die Ergebnisse der Expedition fielen im Verhältnis zu den aufwendigen Mitteln mager aus: ein paar archäologische Funde, Bruchstücke einer schon bekannten Kultur, Scherben von irdenem Geschirr, dessen die Indianer der Umgebung sich entledigt hatten, und Aufschlüsse über das Liebesleben der Ziegenmelker, die zu Tausenden in solchen Schluchten nisten.

Diese Anekdote zeigt beispielhaft, wie die Legenden, mit denen das

Abendland Amazonien umwoben hat, weitergetragen und ausgeschmückt werden. Jedes Jahrhundert hat der alten, von den ersten Chronisten der Eroberung überkommenen Mär sein Maß an Unwahrscheinlichem hinzugefügt, indem es die postulierten Seltsamkeiten der amerikanischen Natur gemäß den Mythen der eigenen Epoche neu interpretierte. Von den Amazonen mit abgeschnittenen Brüsten bis zu den fliegenden Untertassen sind nach und nach alle unsere Phantasien in das wundersame Bestiarium des Urwalds eingegangen. Selbst die herausragendsten Denker haben manchmal ihren kritischen Verstand vor aberwitzigen Erzählungen leichtgläubiger Reisender gebeugt und sich mit ihrer Autorität dafür verbürgt, daß diese Legenden als wissenschaftliche Wahrheiten galten, die ein gewissenhafter Beobachter kaum öffentlich in Zweifel zu ziehen wagte. Hegel liefert uns das beste Beispiel: zu der Zeit, da Alexander von Humboldt seine bemerkenswerten naturkundlichen und anthropologischen Beschreibungen des amerikanischen Kontinents veröffentlichte, ließ der berühmte Philosoph in seinen Vorlesungen einen alten, von Buffon verbreiteten Glauben wieder aufleben, der besagte, daß der Eingeborene der Neuen Welt ein wegen der Rückständigkeit der physischen Umgebung, in der er sich entwickelt, körperlich und geistig minderwertiges Wesen sei. Mittlerweile schließen die Fortschritte der Ethnologie derartige Schnitzer selbst bei solchen Philosophen aus, denen die Randgesellschaften absolut gleichgültig sind. Aber auch wenn der Kreis der Gelehrten nun nicht mehr an die Märchen glaubt, werden diese doch weiter verbreitet, fließen sie den unermüdlichen Beschreibern des geheimnisvollen Reiches der Exotik munter aus der Feder. In esoterischen Nebel gehüllt oder mit jenen angeblich selbst erlebten Details gewürzt, die den Leser auf der Stelle überzeugen, erscheinen sie den meisten glaubwürdig und wahr. Man findet sie überall, nacherzählt in volkstümlichen Ausgaben, sogar beim Schreibwarenhändler von Puyo, wo sie zwischen Schulbüchern und Frauenzeitschriften ihren festen Platz haben.

So führen die Mythen, die Amazonien hervorgebracht hat, ein regelrechtes Doppelleben: aufgeschnappt von sorglosen Entdeckungsreisenden, denen die armselig am Rand des Dschungels lebenden »kleinen Weißen« als Quelle dienen, finden sie schließlich, gedruckt und somit geheiligt, den Weg zurück bis zu ihrem Entstehungsort. Abermals gierig von fabulierenden Einheimischen verschlungen, können sie dann dem nächsten schreibenden Abenteurer, der vorbeikommt, in einer anderen Variante mit auf den Weg gegeben werden. Aber im Unterschied zu den nordamerikanischen Indianermythen, die im Lauf der Jahrhunderte durch Einschübe inspirierter Erzähler um allerhand spaßige oder tragische Episoden reicher geworden sind,

verarmt der poetische Gehalt dieser imaginären Ethnologie in dem Maße, in dem die moderne Rationalität sie in die Zwangsjacke des halbwegs Wahrscheinlichen preßt.

Durch frühere Lektüren gegen die frei erfundenen Geschichten der Märchenerzähler aus Puyo gefeit, suchten wir verzweifelt Hinweise auf eine Spur, die uns zu den Achuar führen könnte. Man hatte mich gelehrt, daß die Ethnologen selten die ersten auf der Bühne ihres Forschungsfelds sind, und daß sie meist auf den Lastwagen der Kolonialmächte ans Ziel befördert werden. Doch meine Generation wußte von den Kolonien nur, was das schlechte Gewissen mancher unserer Lehrer uns darüber hatte wissen lassen. Bei mir war der Eindruck entstanden, daß es jedenfalls immer Soldaten oder Missionare gab, um einer ethnographischen Expedition den Weg zu öffnen, und in dieser kleinen Stadt der unabhängigen Republik Ecuador fehlte es weder an den einen noch an den anderen.

Aber die Militärs der für den Urwald ausgebildeten Spezialtruppen hatten keine Ahnung von den Achuar. Umgekehrt schienen sie interessiert an Informationen, die sie uns nach vollbrachtem Werk eventuell würden entlocken können. Ihr prahlerisch kriegerisches Gehabe wurde geschürt durch die unmittelbare Nähe des peruanischen Erbfeindes, der in den vierziger Jahren den größten Teil Ecuatorialamazoniens annektiert hatte. Infolgedessen galt ihr Mißtrauen jedem Fremden, der die strittigen Gebiete aufzusuchen wünschte. Glücklicherweise waren die Offiziere der Elitetruppen fasziniert vom Mythos der Fremdenlegion und verblüfft über den Leichtsinn meiner als Ethnologin ebenfalls unerfahrenen Gefährtin, die sich anschickte, mich auf dieser von ihnen für äußerst waghalsig erachteten Expedition zu begleiten. Die verflossenen Heldentaten unserer Kolonialarmee und die bewundernswerte Kühnheit Anne Christines verschafften uns Ansehen und Sympathie bei den Militärs. Mangels Informationen über die Achuar stellte man uns die für einen Besuch bei ihnen unerläßlichen Passierscheine aus.

Die Missionare waren über die einheimischen Lebensverhältnisse besser auf dem laufenden: wie alle Staaten Lateinamerikas stützt sich auch Ecuador in Fragen der Eingeborenenbetreuung ausschließlich auf sie. Unser Zusammentreffen mit den Dominikanern war ausgesprochen liebenswert, aber kaum ergiebig. Seit über drei Jahrhunderten in der Region ansässig, hatten sie selbstverständlich von den Achuar gehört, wenngleich ihre Evangelisierungsversuche erfolglos geblieben waren. Ein kleines Buch, das ich vor unserer Abreise gelesen hatte, hatte mir dennoch einige Hoffnungen gemacht. Ende des vorigen Jahrhunderts war es einem französischen Dominikaner

tatsächlich gelungen, Kontakt mit eben den Indianern aufzunehmen, bei denen wir uns niederlassen wollten. Seine Hirtenmission hatte sich darauf beschränkt, dem Oberhaupt einer kleinen, mit Mühe in das Haus eines Konvertiten gelockten Kriegerhorde ein paar wertlose Geschenke zu überreichen. Tief beeindruckt vom grimmigen Aussehen dieser gänzlich den Freuden des Krieges und der Herrschaft des Satans ergebenden Wilden, hatte Abbé Pierre, nach Frankreich zurückgekehrt, ein erbauliches Werk über seine Abenteuer bei den Jívaro veröffentlicht, geschickt die missionarische Rechtfertigung mit dem schwärzesten Sittenbild der Indianer mischend und sicherlich in der Absicht, bei den jungen Lesern christlicher Büchereien eine Berufung zum exotischen Apostolat zu wecken. Aber die Mahnung fand kein Echo, und ein Jahrhundert später hatten die berühmten Jívaro vom Capahuari-Fluß bei den Dominikanern immer noch nicht den Seelenhirten gefunden, den unser Missionar herbeigesehnt hatte. Enttäuscht, bei den Predigern des hl. Dominikus nicht die ethnographischen Erleuchtungen zu finden, die ihr literarischer Vorreiter mich hatte hoffen lassen, wandten wir uns weniger vertrauten Konfessionen zu.

In scharfem Gegensatz zur lateinamerikanischen Lässigkeit der Dominikaner trommelten die protestantischen Missionare immer noch zum Seelenfang. Der Gesinnung nach streng fundamentalistisch, stellten diese nordamerikanischen Evangelisten eine seltsame Verbindung von buchstabengetreuem Glauben an das *Alte Testament* und dem Einsatz modernster Technologien dar. Die meisten von ihnen stammten aus den Dörfern des *bible belt*, gerüstet mit einem unerschütterlich reinen Gewissen und einer rudimentären Theologie, felsenfest überzeugt, die einzigen Hüter ansonsten zerstörter christlicher Werte zu sein. Trotz ihrer Umsiedlung vollständig weltfremd und im Vertrauen auf die wenigen Moralvorschriften, die sie als universelles Credo aus dem ländlichen Amerika ihrer Kindheit mitgebracht hatten, setzten sie ihre ganze Energie darein, die heilbringenden Prinzipien allenthalben zu verkünden. Im Dienst ihrer einfältigen Lehre verfügten sie über einen Verband kleiner Flugzeuge, einen leistungsstarken Sender, ein hochmodernes Krankenhaus und geländegängige Fahrzeuge, kurz, über die komplette Ausrüstung eines hinter den feindlichen Linien ausgesetzten Kreuzfahrerbataillons. Als wir herausfinden wollten, ob ihr Einfluß sich bis zu den Achuar erstreckte, stießen wir auf einen Nebel höflich ausweichender Antworten. Wie bei allen unseren Versuchen, den offiziellen Kreisen in Puyo irgendwelche Auskünfte zu entlocken, ließ man uns spüren, daß unser Vorgehen als recht aufdringlich empfunden wurde. Bis über die Ohren mit dem ordentlichen Ablauf ihrer Tagesroutine beschäftigt, hatten die Militärs